



Über den Dächern von Jenin: Bleibt eine Zukunft in Frieden und Freiheit für diesen palästinensischen Jungen nur ein Traum? Ein Dokumentarfilm und ein Hilfsprojekt zeigen, dass Versöhnungszeichen im Nahen Osten möglich sind. Fotos: Ziad Bakri/Marcus Vetter

Ein Herz für Kinder zwischen den Fronten

JENIN Tragischer Tod eines palästinensischen Jungen wird zum Zeichen des Friedens – Tübinger dreht erst Film und startet dann Hilfsprojekt

Von Gernot Stegert

Mädchen lächeln mit leuchtenden braunen Augen. Jungen posieren mit verschränkten Armen vor der Kamera. Ein Kleinkind fährt Bobbycar. Eine Schar spielt auf der Straße mit Ball. Ein Vater tollt mit seinem Jungen im Schwimmbad. Stolz und sichtlich bewegt zeigt Marcus Vetter in seinem Arbeitszimmer in Tübingen am Laptop Foto um Foto, 250 insgesamt. An der Wand hängen sichtbar, aber unauffällig platziert die Urkunden der vielen Preise des Filmemachers – etwa für „Mein Vater, der Türke“ (2006), „Kriegsspiele“ (2002), „Die EM-TV-Story“ (2001) oder „Der Tunnel“ (1999).

Vetters Fotos sind keine Bilder einer heilen Welt. Auf manchem sind im Hintergrund auf Hauswänden Einschlüsse zu erkennen. Einige Blicke wirken verletzt. Die Kinder haben eine Geschichte, eine Leidensgeschichte. Sie leben nicht wohlbehütet in Frieden und Freiheit, sondern in einem Zentrum des Nahostkonflikts, in Jenin, im Norden des Westjordanlands.

Gegen Feindbilder Die Aufnahmen sind Gegenbilder: Gegen die Zerrbilder einer Medienwirklichkeit, die entstehen nur Dramatisches melden: palästinensische Selbstmordattentate auf israelische Märkte und israelische Militärsaktionen auf palästinensische Gebiete. Beides meist Vergeltungsschlag genannt. Bilder auch gegen die Feindbilder in der Region. Denn für Israelis ist Jenin ein Hort des Terrorismus, für Palästinenser

ein Symbol für die brutale Herrschaft der israelischen Besatzer. Geradezu zum Sinnbild des Konflikts wurde die kleine Stadt am 5. November 2005, als der zwölfjährige Ahmed Khatib im Flüchtlingslager Jenin von einer israelischen Patrouille auf Terroristensuche erschossen wurde. Die Soldaten hatten seine Spielzeugpistole für eine echte Waffe gehalten.

Einen Tag lang kämpften die Ärzte im Krankenhaus in Haifa um Ahmeds Leben. Vergeblich. Eine UN-Kommission untersuchte später den Fall. Und sprach von einem tragischen Unglück. Damit hätte die Geschichte aus sein können. Sie wäre eine von vielen. Doch sie ging weiter, wurde zur Gegengeschichte. Ein Krankenpfleger stellte Ahmeds Vater die ungeheuerlich klingende Frage, ob er den Körper seines Soh-

nes für Organspenden zur Verfügung stellen würde. Ismael Khatib fragte den Iman und den örtlichen Führer der militanten Al-Aksa-Brigaden, Zbydi Zakaria, um Rat. Und die stimmten wider alle Feindbilder zu. Ahmeds Tod verhalf sechs anderen

„Ich stelle mittlerweile vieles, was ich von den Agenturen sehe, in Frage.“

Marcus Vetter, Dokumentarfilmer

ren Menschen zu neuem Leben. Die Geschichte ging um die Welt.

Der Stoff wurde von der Produktionsfirma Eikon dem dreifachen Grimme-Preisträger angeboten. Der sagte zu und kam als Dokumentarfilmer nicht umhin, sich vor Ort ein Bild zu machen. Mit manchem

Vorurteil und auch Angst, wie er gesteuert, fuhr Vetter dann im Sommer 2007 für einen Monat zum Drehen in die Krisenregion, auch nach Jenin. „Alle hatten mir abgeraten, dorthin zu gehen“, sagt der Familienvater. Doch ein über die ebenfalls in Tübingen lebende jüdische Menschenrechtlerin Felicia Langer vermittelter Kontakt vor Ort habe ihm schließlich Mut gemacht. Und dann erzählt der 41-Jährige von Begegnungen mit „sympathischen Menschen“ und dem Ergebnis: „Mein Bild hat sich gewandelt.“

Und Waffen? „Ich habe keine gesehen“, sagt Vetter, „nur nachts hat man immer mal wieder Schüsse gehört“. Und Spielzeuggewehre bei Kindern. Wie sie in Nachkriegsfilmen immer wieder zu sehen sind? „Ich stelle mittlerweile vieles, was ich von den Agenturen sehe, in Fra-

ge“, sagte der Dokumentarfilmer. „Ich war ein Dokumentarfilmer und habe keine Spielzeugwaffen gesehen – außer bei einer Demonstration.“

Vetter kann beide Seiten im Konflikt verstehen und will sich nicht in die Politik einmischen. Ihm geht es um die Menschen. Sein Film spürt drei der sechs Kinder nach, die heute mit Ahmeds Organen leben: Samah, drusische Teenagerin aus dem Norden Israels, bekam das Herz; Mohamed, Beduinenjunge aus dem Negev, erhielt eine Niere, Menuha, Tochter einer jüdisch orthodoxen Familie aus Jerusalem, die andere. Die Körperteile haben die Grenzen von Freund und Feind überschritten. Das hat auch Ismael Khatib getan. Und er tut es weiter.

Der Traum Im März zeigte Vetter beim einem Spaziergang durch Jenin seien er und Ismael Khatib an einem seit 1987 Jahren verfallenden Kino. „Er hat mir von seinem Traum erzählt, das Kino wieder zu betreiben“, berichtet Vetter. Der Filmemacher war begeistert und wurde vom Beobachter zum Beteiligten. Ein Hilfsprojekt begann, die One World Cinema Foundation wurde gegründet. Nicht nur Filme sollen gezeigt werden, sondern in Film und hinter Jugendlichen Untertitel erstellen, Websites gestalten und mehr. Zwei bis drei Jahre will er das Projekt begleiten, auch einen Film darüber drehen, dann soll es Ismael Khatib ganz übernehmen. Der ist übrigens auch der glückliche Vater auf dem Foto im Schwimmbad – ein aktuelles Bild mit seinem jüngsten Sohn.

Westjordanland

Fläche: rund 5800 km²
Bevölkerung: 2,5 Mio.,
darunter ca. 270 000
Israelis in mehr als 120
Siedlungen



Hintergrund

Der Dokumentarfilm

„Das Herz von Jenin“ ist eine Produktion von Eikon in Zusammenarbeit mit Mozerfilm aus Israel. SWR und Arte, Buch und Regie: Marcus Vetter und Leon Geller. Welturaufführung ist am 11. Juli in Jerusalem. Weitere Infos zu Film und Hintergrund unter www.eikon-film.de und www.filmperspektive.de.

Das Hilfsprojekt

Das Kinozentrum in Jenin soll in wenigen Jahren selbstständig sein. Für den Anfang und für ähnliche Projekte in aller Welt wird die One World Cinema Foundation als gemeinnützige Stiftung gegründet. Spenden unter dem Stichwort „Cinema Jenin“ an die Sinnstiftung e.V., Kreissparkasse Tübingen 641 500 20, Kontonummer 1520541. sg



Produziert Bilder gegen Feindbilder: Marcus Vetter in Jenin bei der Arbeit.



Held einer Geschichte gegen die Geschichte des Hasses: Ismael Khatib lebt Versöhnung und kann wieder lachen, hier mit dem jüngsten Sohn.

Langsames Sterben in der Notfallambulanz

Klinik-Skandale: Drastische Fälle von unterlassener Hilfe legen schonungslos die Ungerechtigkeit des amerikanischen Gesundheitswesens offen

Von Markus Günther

WASHINGTON Als Jose Padro sich nicht mehr anders zu helfen wusste, rief er die Notrufnummer 911 an und bat um Hilfe für seine sterbende Freundin. Edith Rodriguez, 45, lag neben ihm auf dem Boden, krümmte sich vor Schmerzen und spuckte Blut. Doch als Padro erklärte, wo er mit seiner Frau war, traute die Telefonistin in der Notrufzentrale von Los Angeles ihren Ohren nicht: „Wir sind hier in der Notfallambulanz des Martin-Luther-King-Krankenhauses. Keiner hilft uns.“ Ein Notruf direkt aus dem Krankenhaus? Die Telefonistin gab eine Antwort, die ebenso plausibel wie zynisch ist: „Wir können keinen Krankenwagen

schicken, denn die Fahrer würden ihre Freundin ins Krankenhaus bringen.“ Sie ist ja schon im Krankenhaus.“ Edith Rodriguez starb kurz darauf.

Die gestern veröffentlichte Tonaufnahme des Telefongesprächs ist

„In Wirklichkeit passiert so etwas viel häufiger, als die Leute denken.“

Michael Shapiro, Jura-Professor

der neueste Höhepunkt eines Krankenhauskandals, der in diesen Tagen viele Amerikaner erschüttert und die Debatte über das marode Gesundheitswesen in den USA neu

entfacht. Edith Rodriguez starb im Mai 2007 auf dem Fußboden des Kings-Krankenhauses in Los Angeles, nachdem sie 45 Minuten lang, von Mitarbeitern unbeachtet, mit dem Tod gerungen hatte. Videoaufnahmen, die vor wenigen Tagen veröffentlicht wurden, zeigen die Frau im Todeskampf, während eine Reinigungskraft um sie herum den Boden fegt und Krankenschwestern teilnahmslos vorbeilaufen.

Der Skandal ist für sich genommen dramatisch genug, doch er ist kein Einzelfall. In der psychiatrischen Notaufnahme des Kings-County-Krankenhauses im New Yorker Stadtteil Brooklyn starb die 49-jährige Patientin Esmine Green am 19. Juni, nachdem sie 24 Stunden

in einem Rollstuhl wartete, und weitere 63 Minuten schmerzgekrümmt und höher schaut auf dem Boden lag. Auch rief sie nach Sicherheitskräften und Krankenschwestern zu, ohne Hilfe zu leisten.

Erst die erschütternden Videoaufnahmen haben dafür gesorgt, dass die Fälle öffentlich wurden. „In Wirklichkeit passiert so etwas viel häufiger, als die Leute denken“, sagt Michael Shapiro, der als Jura-Professor Krankenhauskandale untersucht hat. „Die Zustände hier sind menschenunwürdig“, sagt Donna Lieberman vom Bürgerrechtsverband ACLU. Das Krankenhaus versprach Besserung. Mehr als zehn Stunden (!) soll niemand mehr auf eine Behandlung warten müssen.



Video kameras haben den einsamen Tod der Frau dokumentiert. Foto: AP

Da es in den USA etwa 47 Millionen Menschen ohne Krankenversicherung gibt, verpflichtet die Notaufnahmen gesetzlich verpflichtet sind, Patienten mit akuten Erkrankungen auch ohne Bezahlung zu helfen, warten in den „Emergency Rooms“ nicht selten die Patienten auf Hilfe. Einzelne Notaufnahmen, vor allem in den Vierteln, in denen viele Schwarze oder Latinos wohnen, sind überlastet.

Die Fälle haben Entlassungen nach sich gezogen. Eine Krankenschwester in Los Angeles klagt dagegen und ging in die Öffentlichkeit. Sie habe Verstärkung angefordert. Ohne Erfolg: „Mir wurde nur gesagt, dass alle anderen Krankenschwestern auch überlastet seien.“